

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



# Fischer TaschenBibliothek

Alle Titel im Taschenformat finden Sie unter:  
**[www.fischer-taschenbibliothek.de](http://www.fischer-taschenbibliothek.de)**

## Chimamanda Ngozi Adichies Debüt – ein Meilenstein junger Weltliteratur

Das Haus von Kambilis Familie liegt inmitten von Hibiskus, Tempelbäumen und hohen Mauern, die Welt dahinter ist das von politischen Unruhen geprägte Nigeria. Mit sanfter, eindringlicher Stimme erzählt die 15-jährige Kambili von dem Jahr, in dem ihr Land im Terror versank, ihre Familie auseinanderfiel und ihre Kindheit zu Ende ging. Der erste vielgelobte Roman Adichies, verzweifelt schön und ganz gegenwartsnah.

»Solange solche Romane erscheinen, ist das Leben für die Literatur nicht verloren.« *Die Zeit*

*Chimamanda Ngozi Adichie* ist eine der großen jungen Stimmen der Weltliteratur. Ihr Werk wird in 37 Sprachen übertragen. Für ›Americanah‹ erhielt sie den Heartland Prize for Fiction und den National Book Critics Circle Award. Ihr Roman ›Blauer Hibiskus‹ war für den Booker Prize nominiert, ›Die Hälfte der Sonne‹ erhielt den Orange Prize for Fiction 2007. Mit ihrem TED-Talk ›We should all be Feminists‹ verankerte die Nigerianerin den Feminismus fest in der Popkultur. Auf Deutsch liegt der Text im FISCHER Taschenbuch vor: ›Mehr Feminismus! Ein Manifest und vier Stories‹. Zuletzt erschien im FISCHER Taschenbuch ›Liebe Ijeawele. Wie unsere Töchter selbstbestimmte Frauen werden‹. Chimamanda Ngozi Adichie wurde 1977 in Nigeria geboren und lebt heute in Lagos und in den USA.

Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

CHIMAMANDA NGOZI

**ADICHIE**

# **BLAUER HIBISKUS**

Roman

*Aus dem Englischen von Judith Schwaab*

FISCHER TaschenBibliothek

Für Professor James Nwoye Adichie  
und Mrs Grace Ifeoma Adichie  
meine Eltern, meine Helden, *ndi o ga-adili mma.*



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, Oktober 2018

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel  
»Purple Hibiscus« bei Algonquin Books of Chapel Hill, New York  
© 2003 Chimamanda Ngozi Adichie

Für die deutschsprachige Ausgabe  
© 2015 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: buxdesign/München  
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-52170-8

Bei uns zu Hause begann alles in die Brüche zu gehen, als mein Bruder Jaja nicht bei der Kommunion war und mein Vater sein schweres Messbuch durch das Zimmer schleuderte und die Keramikfiguren auf der Etagere zerbrach. Wir kamen gerade von der Kirche. Mama legte die frischen Palmzweige, die noch feucht vom Weihwasser waren, auf den Esstisch und ging nach oben, um sich umzuziehen. Später würde sie die Zweige zu schweren Kreuzen binden und sie neben unser goldgerahmtes Familienfoto an die Wand hängen. Dort blieben sie bis Aschermittwoch; dann trugen wir sie in die Kirche, wo sie zu Asche verbrannt wurden. Papa half jedes Jahr beim Austeilen der Aschekreuze, wie die anderen Laienbrüder in einem langen, grauen Gewand. Seine Reihe kam immer am langsamsten voran, weil er mit seinem ascheverschmierten Daumen besonders fest auf jede Stirn drückte, um ein perfektes Kreuz zu malen, und dabei langsam und bedeutungsvoll jedes einzelne Wort betonte: »Denn Staub bist du, und zum Staub wirst du zurückkehren.«

Papa saß bei der Messe immer in der ersten Reihe, gleich neben dem Gang, und Mama, Jaja und ich saßen neben ihm. Er war der Erste, der zur Kommunion ging. Um die Hostie zu empfangen, knieten die meisten Leute nicht vor dem Marmoraltar und der lebensgroßen Statue der blonden Jungfrau Maria nieder, aber mein Vater schon. Er kniff die Augen so fest zusammen, dass sein Gesicht sich zu einer starren Grimasse verzog, und streckte dabei die Zunge heraus, so weit er nur konnte. Anschließend lehnte er sich in seiner Kirchenbank zurück und sah zu, wie die übrigen Gemeindemitglieder zum Altar pilgerten, die Handflächen aufeinandergepresst und senkrecht nach oben gestreckt, als müssten sie einen auf den Rand gestellten Teller festhalten. So hatte es ihnen Pater Benedict beigebracht. Obwohl Pater Benedict schon sieben Jahre in St. Agnes war, nannten ihn die Leute immer noch »unseren neuen Priester«. Vielleicht hätten sie das nicht getan, wenn er nicht weiß gewesen wäre. Er sah einfach immer noch aus wie neu. Die Haut seines Gesichts, das die Farbe von Kondensmilch und einer aufgeschnittenen Sauer-Annone hatte, war während dieser sieben Jahre im glutheißen Harmattan-Wind Nigerias kein bisschen braun geworden. Seine englische Nase war genauso verkniffen und schmal, wie sie es immer gewesen war, dieselbe Nase, von der ich damals, als er in Enugu eintraf, befürchtet hatte, er würde nicht genügend

Luft durch sie bekommen. Pater Benedict hatte in der Gemeinde so manches umgekrempelt. Zum Beispiel durften das Credo und das Kyrie nur in Latein gesprochen werden, und Igbo, unsere Muttersprache, war verboten. Auch das Händeklatschen sollte auf ein Minimum beschränkt sein, um die Feierlichkeit der Messe nicht zu beeinträchtigen. Immerhin erlaubte er uns, die Opfergebete auf Igbo zu singen; er nannte sie »Eingeborenenlieder«, und wenn er »Eingeborene« sagte, verzogen sich die Winkel seines schmalen, geraden Mundes nach unten und bildeten ein umgedrehtes U. Während seiner Predigten nahm Pater Benedict meistens Bezug auf den Papst, auf Papa und auf Jesus – in dieser Reihenfolge. Pappas Beispiel benutzte er, um das Evangelium zu veranschaulichen. »Wenn wir unser Licht leuchten lassen vor allen Menschen, so tun wir es in Gedenken an den Einzug Christi in Jerusalem«, sagte er an diesem Palmsonntag. »Seht euch Bruder Eugene an. Er hätte es nach dem Putsch so machen können wie die anderen bedeutenden Männer in diesem Land. Er hätte beschließen können, zu Hause zu bleiben und nichts zu tun, damit die neue Regierung sich nicht in seine Geschäfte einmischt. Er aber nutzte den *Standard*, um der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen, obwohl das für die Zeitung den Verlust von Anzeigen bedeutete. Bruder Eugene trat für die Freiheit ein. Wie viele von uns sind aufgestanden und haben



für die Wahrheit gekämpft? Wie viele von uns haben des glorreichen Einzugs in Jerusalem gedacht?»

Die Gemeindemitglieder sagten »Ja« oder »Gott segne ihn« oder »Amen«, aber nicht zu laut, damit es nicht klang wie bei den Pfingstgemeinden, die überall aus dem Boden schossen wie die Pilze; dann hörten sie wieder leise und aufmerksam zu. Sogar die Babys hörten auf zu brüllen, als ob auch sie dem Pater lauschten. An manchen Sonntagen hörte die Gemeinde sogar aufmerksam zu, wenn Pater Benedict über Sachen redete, die schon alle wussten, zum Beispiel, dass Papa die größte Geldsumme für den Peterspfennig und für St. Vincent de Paul gespendet hatte. Oder dass er die Kartons mit Messwein bezahlt hatte oder die neuen Öfen im Kloster, wo die Ehrwürdigen Schwestern die Hostien buken, oder den neuen Flügel des St.-Agnes-Krankenhauses, wo Pater Benedict immer die Letzte Ölung verabreichte. Und ich saß dann neben Jaja, die Knie zusammengepresst, und versuchte, ein ausdrucksloses Gesicht zu machen, damit man nicht sah, wie stolz ich war. Papa sagte immer, dass Bescheidenheit sehr wichtig ist.

Auch Papas Gesicht war ausdruckslos, wenn ich ihn anschaute, wie auf dem Foto in der Zeitung, nachdem *Amnesty World* ihm einen Menschenrechtspreis verliehen hatte. Er hatte nur dieses eine Mal erlaubt, dass in seiner Zeitung etwas über ihn geschrieben wurde. Sein Chefredakteur, Ade Coker, hatte darauf

bestanden und gesagt, Papa habe es verdient, er sei zu bescheiden. Das hatten Jaja und ich von Mama gehört; Papa sagte uns solche Sachen nicht. Das ausdruckslose Gesicht behielt er, bis Pater Benedict seine Predigt beendet hatte und es Zeit für die Kommunion war. Wenn er dann das Sakrament empfangen hatte, lehnte er sich zurück und sah zu, wie die Gemeindeglieder nach vorne zum Altar gingen, und nach der Messe berichtete er Pater Benedict mit ernster Miene, wenn jemand an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen nicht zur Kommunion ging. Er ermutigte Pater Benedict, sich um diese verlorenen Schafe zu kümmern und sie in die Gemeinde zurückzuholen; denn nur eine Todsünde konnte schuld daran sein, wenn jemand zwei Sonntage hintereinander die Kommunion ausließ.

An diesem Palmsonntag, an dem alles anders wurde, sah also Papa, dass Jaja nicht zum Altar ging, und haute mit seinem ledergebundenen Messbuch, aus dem rote und grüne Lesebändchen hingen, auf den Esstisch, als wir nach Hause kamen. Der Tisch war aus Glas, aus schwerem Glas. Er wackelte, ebenso wie die Palmzweige, die darauf lagen.

»Jaja, du bist nicht zur Kommunion gegangen«, sagte Papa leise. Es war fast eine Frage.

Jaja blickte auf den Tisch hinab, als spräche er zu dem Messbuch. »Von der Waffel kriege ich schlechten Atem.«

Ich starrte Jaja an. War bei ihm eine Schraube locker? Papa bestand darauf, dass wir Hostie sagten, weil »Hostie« das Wesen des Leibes Christi, seine Heiligkeit, am besten ausdrückte. »Waffel« war zu weltlich, denn Waffeln waren etwas, das in Papas Fabriken hergestellt wurde – Schokowaffeln, Bananewaffeln, ein Gebäck eben, das die Leute ihren Kindern als Belohnung gaben, wenn es etwas Besseres sein sollte als Kekse.

»Und außerdem wird mir immer ganz schlecht, wenn der Priester mich am Mund berührt«, sagte Jaja. Er wusste, dass ich ihn ansah, dass meine erschrockenen Augen ihn anflehten, still zu sein, aber er schaute nicht zu mir her.

»Es ist der Leib unseres Herrn.« Papas Stimme war leise, sehr leise. Sein Gesicht war zwar schon ganz aufgedunsen und mit eitergefüllten Pusteln bedeckt, aber jetzt schien es noch mehr anzuschwellen. »Du kannst nicht einfach aufhören, den Leib unseres Herrn zu empfangen. Das bedeutet den Tod, und das weißt du.«

»Dann sterbe ich eben.« Vor Angst hatten Jajas Augen die Farbe von Teer angenommen, aber jetzt blickte er Papa direkt ins Gesicht. »Dann sterbe ich eben, Papa.«

Papa schaute sich rasch im Zimmer um, als suchte er nach dem Beweis dafür, dass etwas von der hohen Decke gefallen war, etwas, von dem er nie gedacht hatte, es könnte herunterfallen. Dann nahm er das

Messbuch und warf es quer durch den Raum nach Jaja. An Jaja flog es vorbei, aber es traf die Glaseta-gere, die Mama so oft polierte. Es zertrümmerte das obere Bord, schleuderte die cremefarbenen, finger-großen Balletttänzerinnen aus Keramik, die sich in allen möglichen Positionen verrenkten, auf den harten Boden und landete ebenfalls dort. Vielmehr landete es auf den vielen Scherben. Und da lag es nun, ein wuchtiges, ledergebundenes Messbuch mit allen Lesungen für die drei Zyklen des Kirchenjahres.

Jaja rührte sich nicht. Papa schwankte von Seite zu Seite. Ich stand an der Tür und beobachtete sie. Der Deckenventilator drehte und drehte sich, und die Glühbirnen, die daran befestigt waren, schlugen klirrend aneinander. Dann kam Mama in ihren Gummislippern herein, die leise, klatschende Geräusche auf dem Marmorboden machten. Sie hatte ihr münzbesticktes Sonntagswickeltuch und die Bluse mit den Puffärmeln ausgezogen und trug jetzt ein schlichtes buntgemustertes Tuch, locker an der Taille zugebunden, und das weiße T-Shirt, das sie jeden zweiten Tag anhatte. Es war ein Andenken an ein spirituelles Exerzitium, an dem sie und Papa teilgenommen hatten; die Worte GOTT IST LIEBE standen in schiefen Buchstaben über ihren schweren Brüsten. Sie starrte auf die Keramikscherben auf dem Boden, kniete nieder und begann sie mit bloßen Händen aufzusammeln.

Nur das Surren des Ventilators, der noch immer durch die Luft pflügte, unterbrach die Stille. Obwohl unser geräumiges Esszimmer in ein noch größeres Wohnzimmer mündete, hatte ich das Gefühl, zu ersticken. Die eierschalenfarbenen Wände mit den gerahmten Fotos von Großvater schienen langsam auf mich zuzukommen, mich zu bedrängen. Sogar der Esstisch aus Glas bewegte sich auf mich zu.

»*Nne, ngwa*. Geh hoch und zieh dich um«, sagte meine Mutter zu mir. Ich erschrak, obwohl ihre Worte auf Igbo ruhig und besänftigend klangen. Im selben Atemzug, ohne Pause, sagte sie zu Papa: »Dein Tee wird kalt«, und zu Jaja: »Komm und hilf mir, *biko*.«

Papa setzte sich an den Tisch und goss sich aus dem Service mit den Bordüren aus rosa Blümchen Tee ein. Ich wartete darauf, dass er Jaja und mich dazu aufforderte, einen Schluck davon zu nehmen, so wie er das immer tat. Er nannte das einen Schluck der Liebe, weil man die kleinen Dinge, die man liebt, mit den Personen teilt, die man liebt. Nimm einen Schluck der Liebe, sagte er dann, und Jaja würde als Erster trinken. Dann würde ich die Tasse in beide Hände nehmen und sie an meine Lippen heben. Ein Schluck. Der Tee war immer zu heiß, immer verbrannte ich mir den Mund, und wenn es zum Mittagessen etwas Scharfes gab, brannte es noch mehr auf meiner wunden Zunge. Aber das machte nichts, weil

ich wusste, wenn der Tee mir auf der Zunge brannte, dann brannte er auch Papas Liebe in mich hinein. Heute jedoch sagte Papa nicht: Nimm einen Schluck der Liebe; er sagte gar nichts, während ich ihm zusah, wie er die Tasse an seine Lippen hob.

Jaja kniete neben Mama nieder, formte aus dem Kirchenblättchen, das er in der Hand hielt, eine flache Kehrschaufel und legte eine der scharfkantigen Scherben darauf. »Sei vorsichtig, Mama, sonst schneidest du dich in die Finger«, sagte er.

Ich zog an einem der kleinen Zöpfe, die unter meinem schwarzen Kirchenschal verborgen waren, um sicherzugehen, dass ich nicht träumte. Warum verhielten sich Jaja und Mama so normal, als wüssten sie nicht, was gerade eben passiert war? Und warum trank Papa seelenruhig seinen Tee, als hätte Jaja ihm nicht gerade eine freche Antwort gegeben? Ich drehte mich langsam um und ging nach oben, um mein rotes Sonntagskleid auszuziehen.

Als ich mich umgekleidet hatte, saß ich an meinem Schlafzimmerfenster. Der Cashewbaum war so nahe, dass ich die Hand hätte ausstrecken können, um ein Blatt zu pflücken, wenn nicht das silberfarbene Moskitogitter dazwischen gewesen wäre. Die glockenförmigen gelben Früchte hingen träge und schwer an den Zweigen und lockten Bienen an, die summend gegen das Gitter vor meinem Fenster flogen. Ich hörte, wie Papa nach oben in sein Zimmer

ging, um ein Nickerchen zu machen. Ich schloss die Augen, saß ganz still und wartete darauf, dass er Jaja rufen und Jaja in sein Zimmer gehen würde. Nichts passierte, und nach langen, stillen Minuten öffnete ich die Augen wieder und drückte meine Stirn gegen das Gitter, um nach draußen zu sehen. Unser Hof war so groß, dass hundert Leute darin *atilogu* tanzen konnten, und so geräumig, dass zwischen den Tänzern genug Platz bleiben würde, damit sie ihre halsbrecherischen Saltos machen und auf den Schultern des nächsten Tänzers landen konnten. Die Mauern des Grundstücks, auf denen sich elektrisch geladener Stacheldraht ringelte, waren so hoch, dass ich die Autos, die an unserem Haus vorbeifuhren, nicht sehen konnte. Es war zu Beginn der Regenzeit, und die Tempelbäume an den Mauern erfüllten den Hof bereits mit dem betäubend süßlichen Duft ihrer Blüten. Eine Reihe von purpurroten Bougainvilleen, kerzengerade beschnitten wie ein Küchentisch, trennte die knorrigen Bäume von der Auffahrt. Vor dem Haus standen üppige Hibiskussträucher, die ihre Zweige ausstreckten, als wollten sie ihre Blüten miteinander tauschen. Am Blauen Hibiskus zeigten sich zwar schon die ersten schläfrigen Knospen, doch die meisten Blüten trug der rote Hibiskus.